Vermischtes.

Mäßigkeit — langes Leben. Der berühmte Kanzelredner Bourdalone erfreute sich bis in sein höchstes Alter einer trefflichen Gesundheit. Ein Arzt fragte ihn, welche Lebensweise er führe. „Ich nehme täglich bloß einmal Nahrung," war die Antwort. „Sagen Sie das keinem Menschen," entgegnete ihm der Arzt, „sonst hat unsereins nichts mehr zu verdienen."

Tu' deinem Bauche nichts zu gut, Wer ihm am meisten gütlich tut,
Er ist ein böser Gast: Dem fällt er meist zur Last.

Der Minister ohne Hosen. Von einem peinlichen Reiseabenteuer, das einem englischen Minister widerfahren sein soll, weiß der „Gaulois" zu erzählen. Der Urlaub des Würdenträgers war eben abgelaufen. Doch ehe er die Rückkehr nach London antrat, wollte er noch einmal die Reize der ländlichen Natur genießen. In unmittelbarer Nähe des Bahnhofs gab es eine prächtige Wiese; dort legte sich der Minister ins Gras und sonnte sich kurz vor Abgang des Zuges. Dann eilte er auf den Bahnhof und erreichte eben noch ein leeres Abteil erster Klasse. Kaum hatte sich der Zug in Bewegung gesetzt, als der Minister ein peinliches Kribbeln und Krabbeln an den Beinen verspürte — Ameisen! Zum Glück war er allein im Abteil; also zog er kurz entschlossen die Unaussprechlichen aus, öffnete das Fenster und schickte sich an, die unerwünschten Mitreisenden hinauszuschütteln. In diesem Augenblick brauste in der Gegenrichtung ein Expreßzug vorüber, und der heftige Luftzug entriß den Händen des Ministers das so schwer entbehrliche Kleidungsstück. Das Gepäck der Exzellenz war vorausgeschickt worden. Woher also Ersatz nehmen? In der nächsten Station wendete sich der Minister durch Vermittlung des Kondukteurs an die Beamten. Vergeblich. Keiner der Herren hatte eine Hose in Reserve. Da blieb nichts anderes übrig, als den seiner Beinkleider Beraubten ins Abteil einzusperren, damit er in seinem unfreiwilligen Aufzuge von niemand überrascht werde. Erst in London, wohin vortelegraphiert worden war, kam endlich die Erlösung. Der Minister soll aber seither für die Reize des Landlebens viel weniger eingenommen sein, als er es vorher war. O. v. B.

Das Fest der Grasjungfern. In manchen Gegenden des Harzes hat sich noch eine schöne, alte Volkssitte erhalten, die in weiteren Kreisen fast unbekannt ist. Wenn die Heumahd beendet ist, dann findet in den Dörfern der sogenannte „Grastanz" statt. Das Fest wird von den Frauen und Mädchen des Dorfes veranstaltet. Am Vormittag trägt jedes Mädchen einen Haufen Heu nach einem bestimmten Platze. Um Mittag wird die „Grasskönigin" gewählt. Nach einem Festgottesdienst in der Kirche stellt sich vor dem Hause des Ortsvorstehers der Festzug der Frauen und Mädchen auf, der sich unter Vorantritt der Grasskönigin und einer Fahnenträgerin nach einem Zelte begibt. Hier beginnt jetzt der Grastanz, wobei sich jede Tänzerin ihren Tänzer wählen darf, ohne von diesem aufgefordert zu werden. Wenn der Tanz am späten Abend beendet ist, begeben sich die Festteilnehmer nach den erwähnten Heuhaufen, die nunmehr regelrecht versteigert werden; und zwar erfolgt die Versteigerung zweimal, einmal die der einzelnen Haufen und dann des gesamten Heus. Der Erlös für die Versteigerung der einzelnen kleinen Heuhaufen fließt in die Kasse der Grasjungfern, die damit das nächste Fest ausrichten. In diesem Jahre wurde das originelle Fest in verschiedenen Ortschaften unter großer Teilnahme der Bevölkerung begangen.



Der Kugelfisch.

Die absonderliche, häufig sehr farbenprächtige Gruppe der Kugelfische (Gymnodontes) ist sowohl in den Meeren der Tropen wie in denen der gemäßigten Zone sehr weit verbreitet. Das abgebildete Tier führt den Namen Papageifisch (Diodon), den ihm seine papageischnabelartig vorspringenden Zähne eingebracht haben. Der Körper ist über und über mit spitzigen Stacheln bedeckt, die dem Tiere vor feindlichen Angriffen wirksamen Schutz verleihen.

Allerlei Heiteres. — Rätselecke.

Prost. Autor (verzweifelt zum Direktor, als während des ersten Aktes sich das Theater sehr lichtet): „Daß aber auch gleich alles fortlaufen muß!" — Direktor: „San S' froh ... wenn die alle dablieben und auch mitpfiffen!"

Beim Maler. Gattie (dessen Frau gemalt werden soll): „Herr Maler, malen Sie nur en profil, da sieht man wenigstens nur die halbe Seite!"

Eine andere Sache. Hausherr (zum Weinreisenden): „Ich habe Ihnen doch bereits gesagt, daß ich Antialkoholiker bin und weder Bier noch Wein trinke!" — Weinreisender: „Na, eine Kleinigkeit könnten Sie immerhin bestellen, wir geben neun Monate Ziel ..." — Hausherr: „So, neun Monate; da schicken Sie hundert Flaschen!"

Vorgesorgt. Frau: „Ich benötige eine ganz neue Toilette; du weißt ja, der Herbst ist da." — Mann: „Woher das Geld nehmen?" — Frau: „Sorge dich nicht darum! Ich habe mit der Schneiderin gesprochen; Sie kreditiert dir."

Vexierbild.



Wo ist der Torwächter?

Aenderungsrätsel.

Im Garten prangt mein Farbenspiel;
Ich habe auch der Lasten viel.
Die zweite Silb' verkehrt voraus,
Dann wird ein Männername draus.

J. Falck.

Buchstabenrätsel.

Mit u fließt es dem Meere zu,
Mit o siehst's auf ihm schwimmen du,
Mit ei ist's allen wohlbekannt;
Mein Kind, wird's auch bei dir genannt?

J. Mohrweiß.

Rätselhafte Zuschrift.



Auflösungen aus voriger Nummer:

des Diamanträtsels: F, Gas, Ratte, Fliesser, Vaterland, Italien, Traum, Inn, d = Vaterland; — des Silbenrätsels: Schornsteinfeger; — des Aenderungsrätsels: Wetter, Better, Retter; — des Buchstabenrätsels: Flur, Flut, Fluß, Flug.

Nachdruck unserer Originalartikel wird gerichtlich verfolgt.

Druck von W. Kohlhammer. Redaktion: Dr. E. Görlach in Stuttgart.
Verlag von P. A. Santz, Altena i. W.



№ 42. | Wochenbeilage zum Altenaer Kreisblatt. | 1912.

Die Dachrinne.

Von Auguste Supper.

(Schluß.)

Dort drunten in jenem Tal, über dem der blaue Fernendunst des Frühlings lag, war ein Haus eingestürzt. Ein Wirtshaus, das kunstvoll in die Höhe gehoben werden sollte und das aus diesem Anlaß voll fröhlicher Gäste war.

Und nun lagen sie alle unter den Trümmern. Den Menschen fing es an zu schütteln, als er mir das erzählte; die Augen quollen ihm vor.

Ich aber habe meinen Gaul aus dem Stall gerissen.

Weite Kehren muß die Straße machen, um hinabzukommen in den Wiesengrund.

Eine steile Bergschrunde, von abgefallenen Tannennadeln so glatt wie die Haut des Erzvaters Jakob, schneidet die Windungen ab. In dieser Schrunde ist der Metzgerfritz abgefahren auf seinen guten Lederhosen.

Ich aber lag auf meinem Gaul, jagte durch den Wald und fühlte etwas auf den Lippen brennen, was keine Koransure war.

Hinter den Felsen hervor und unter den Tannen hin hörte ich es gellen: „Meinest du, die Achtzehn, auf die der Turm von Siloah fiel und erschlug sie, seien Sünder gewesen vor andern?"

Feueräugig glotzte etwas in mein gemächliches Leben, in die weltfernen Wälder herein, was nicht im Karl May stand und nicht im Gerstäcker ...

Und nun das dritte und bis heute letzte Mal.

Seit vielen Jahren haben wir es so gehalten, mein Freund, der Knallbaron, und ich: Wir nahmen am Nachmittag des vierundzwanzigsten Dezember die Flinten über und streiften bis zur Dämmerung ich Wald umher. Ein Wiesel schossen wir oder einen Raben, und danach ließen wir uns das eine Jahr bei mir, das andere Jahr beim Knallbaron häuslich nieder, um, so gut es ging, den heiligen Abend zu feiern.

Der Knallbaron wohnte ein Stündchen von mir auf einem Gut, an dem etwa zwanzig Familienzweige ausdauernd saugen. Er war Junggeselle wie ich, hatte eine alte Haushälterin wie ich, wußte nicht recht, zu was der liebe Herrgott sich die Mühe mit der Erschaffung des Menschen gemacht hatte, genau wie ich, und feierte im übrigen die Feste, wie sie fielen.

Ich glaube, er hat nie im Leben jemand ein Leid getan außer denen, die durch sein bloßes Erscheinen in der Welt um das Majorat kamen.

Seinen Spitznamen trug er, weil er es liebte, das Einerlei des Lebens in unseren Wäldern durch knallende Pfropfen zu durchbrechen. In meiner Stube saßen wir, hatten ein Fläschlein neben uns stehen und spielten das königliche Spiel.

Draußen pfiff ein höllisch spitziger Wind über ganz trockenes Erdreich. Es hatte noch keine Flocke geschneit den ganzen Winter, und mancher Acker auf der Höhe war nicht wie sonst bestellt, weil der Pflug die Scholle nicht meisterte.

Ich sehe es noch, wie der Knallbaron mit seiner weißen Königin einen Zug quer übers ganze Feld tat.

Sein rundes rotes Vollmondgesicht schmunzelte. „Die da ist das einzige Frauenzimmer, das sich vernünftig dirigieren läßt," sagte er.

Da fing die Dachrinne an. — — —

Ich nahm die Hand vom Brett. Nach unserer Flasche sah ich, die neben den Gläsern stand. Sie war noch fast voll. Der Baron blickte nicht auf. Er dachte über seinen



Hökhandel. Nach einem Gemälde von Karl U. Schlegel.

nächsten Zug nach. „Du," sagte er nach einiger Zeit ungeduldig, „du bist am Zug."

Aber ich konnte mich nicht rühren. Wie ein Bann lag es auf mir.

„Horch," sagte ich, „horch doch!"

Er hob den Kopf. Das Schmunzeln lag noch auf seinem Gesicht. Und dann, als er mich anblickte, richtete er sich auf und fragte: „Was gibt's denn?"

Ich flüsterte. Um die Welt hätte ich nicht laut reden können. Wie wenn eine Hand an meiner Kehle läge, war mir's. „Hör' doch, wie es in der Dachrinne tut!"

Er schob seinen Stuhl etwas zurück. Mit vorgeneigten Köpfen saßen wir beide.

„Dir träumt!" sagte er dann laut nach langer Zeit. Ich glaube, ich bin zusammengezuckt beim Klang seiner Stimme. Wie ein schriller Ton schnitt sie in das leise, gleichförmige Weinen herein, das ich hörte.

Ich trank hastig mein Glas aus, weil mich fror, wie wenn ich in nassen Kleidern stecke.

Der Baron hob sein Glas. „Prost, Alter! Du hast Nerven."

Da spielten wir weiter und weiter, und ich verlor viermal hintereinander. Dann ging mein Partner.

Ich aber saß, und der Abend ging seinen Gang, der heilige Abend, der die goldenen Funken streut ins dunkle Land der Irdischen.

Die Anna steckte den Kopf zur Tür herein. „I' geh' jetzt zu meiner Schwester. I' will au' mein' christliche' Weihnachtsobed. Gut' Nacht!"

Der Johann kam. „Herr Doktor, könnt' i' net zu's Webers Christine auf e Stündle oder zwei?"

Doch, er könnte. 's Webers Christine ist eine Taglöhnerin von achtzig Lenzen. Aber sie hat eine Enkelin bei sich, die zwanzig zählt. So dumm ist der Johann hoffentlich nicht, daß er die beiden verwechselt.

Ich saß allein. Der eisige Wind pfiff ums Haus. Leer war die Flasche, leer die Gläser. Das des Knallbarons stand neben dem meinen.

Ich weiß nicht, warum ich es auf einmal in die Höhe nahm, umdrehte und wegstellte.

Dann stand ich auf. Es litt mich nicht mehr. Langsam schritt ich im Zimmer auf und ab und — Ja gewiß, ich wartete.

Kein Bote kam. Kein Klopfen.

Ich trat ans Fenster und sah sie über den Wäldern liegen, die heilige Nacht, von der die Kinder jubelnd und die Alten mit erstickten Tränen singen.

Als ein weißlicher Streif verlief die Straße da draußen. Mir kam es vor, als verlaufe sie endlos und zwecklos ins Endlose und Zwecklose. Kein Laut war zu hören als der eine, der eine.

Da sagte eine Stimme in mir: „Tu etwas! Bleibe nicht so stehen und starre in die Nacht, sonst wirst du ein Narr!"

Ich kenne sie gut, diese Stimme. Die hat mir seinerzeit, als ich noch nicht lange hier oben war, geraten, das Jagen anzufangen. Den Karl May und den Gerstäcker hat sie mir für einsame Abende empfohlen. Das andere Buch, in dem die Geschichte vom Turm zu Siloah steht, drückt sie mir zuweilen in die Hand.

Meinen dicken Weichselstock nahm ich aus der Ecke und löschte die Lampe.

Zwecklos gedachte ich auf der Straße hinzuschreiten, die mir ins Zwecklose zu verlaufen schien. Wie Höllenmolche sind wir, wie blinde Maulwürfe. —

Am Wegzeiger nach Schwarzenbach lag mein Freund, der Knallbaron. Er schlug die Augen noch einmal auf unter meinen Händen und sagte: „Schach und matt!" Hirnschlag. Keine lange Sache.

Meinen Johann habe ich bei Webers Christine geholt.

Wir haben meinen Freund durch den Wald getragen. Ueber den Tannen standen die Sterne wie zitternde Funken, die hinausgestiebt sind ins All.

Der Johann sprach kein Wort auf dem ganzen Weg.

Die Liebe und der Tod machen Weise zu Narren und Narren zu Weisen.

Mir lief der Schweiß in Strömen von der Stirne.

Es war eine heilige Nacht.

Abergläubisch bin ich nicht.

Nur die Dachrinne — —



General Fritz v. Below,
der kommandierende General des neuen 21. Armeekorps, das in Saarbrücken seinen Standort erhält.



General Hermann v. Eichhorn,
wurde zum Generalinspekteur der 7. Armeeinspektion in Saarbrücken ernannt. — Hofphot. T. H. Voigt.



Freiherr Marschall v. Bieberstein,
langjähriger deutscher Botschafter in Konstantinopel und seit kurzem auf dem wichtigen Botschafterposten in London, starb in Badenweiler, wo er zur Kur weilte, im 70. Lebensjahr. In dem Verstorbenen verliert das Deutsche Reich einen seiner begabtesten Diplomaten.

Erreichter Zweck.

Humoreske von **Albrecht Hirsch.**

Seit Jahr und Tag quälte mich meine Frau, ihr ein Automobil anzuschaffen, obwohl ich durchaus nicht in den Verhältnissen war, mir den Luxus dieses Gefährts leisten zu können. Wenn aber Frauen sich einmal etwas in den Kopf gesetzt haben, ist es schwer, dagegen zu kämpfen.

So hatte ich mich denn, der Not gehorchend, im Geiste schon halb und halb dazu entschlossen, einen kleinen Kraftwagen für 15000 Mk. anzuschaffen. Zuvor wollte ich aber noch versuchen, durch eine Kriegslist meine Frau von ihrem Autofieber zu kurieren. Ich kannte auf der Automobilausstellung einige Vertreter renommierter Firmen, mit denen ich mich heimlich besprach. Darauf baute ich meinen Plan.

„Liebes Kind," sagte ich eines Tages mit arglistiger Harmlosigkeit, „ich habe es mir überlegt, daß ein kleines Automobil vielleicht doch zu unseren Verhältnissen passen würde, und ich bin daher nicht abgeneigt, deinem Herzenswunsch zu willfahren. Komme mit zur Automobilausstellung, da haben wir die allerbeste Gelegenheit, die neuesten Modelle in Augenschein zu nehmen!"

Ich winkte einem vorüberfahrenden Autotaxameter, und bald war die Pforte der Internationalen Automobilausstellung erreicht.

Wir traten ein. Tonis Angesicht strahlte wie der Sirius. „Du süßer, guter Mann!" sagte sie, und schon war sie bei den kleinen Wagen. „Ach," meinte ich mit geheuchelter Gleichgültigkeit, „so ein kleiner Wagen ohne Chauffeur ist doch zu einfach; es ist nichts Ordentliches und macht immer den Eindruck, als ob man gern möchte, aber nicht kann. Wir wollen doch lieber einen eleganten größeren Wagen kaufen!" — „Natürlich!" sagte Toni. Wir gingen zum Stand der Prachtwagen, wo der mir befreundete Verkäufer das neueste Modell 28 HP. für 16000 Mk. anpries. „Gut," sagte ich im Tone eines Grandseigneur, „ich kaufe zehn Wagen à 16000 Mk. Sorgen Sie für Garage und engagieren Sie einen tüchtigen Chauffeur! Ich wohne Berlin W., Großprotzstr. 94 vorn Beletage. Sie hören da schon meinen Dackel bellen." — „Gut," sagte der Verkäufer mit verschmitztem Lächeln, „wird besorgt werden!"

In diesem Moment geschah etwas Schreckliches. Meine Frau öffnete den Mund, als wollte sie sprechen. Aber sie brachte nichts heraus. Starr wie Niobe stand sie da; ihr Körper zuckte dann konvulsivisch; sie streckte die Hände abwehrend mir entgegen. Schließlich tönte ein gellender Schrei durch die Ausstellung. „Hilfe, Hilfe, mein Mann ist verrückt geworden!" Dann stürmte sie schnell wie ein Auto aus der Ausstellung; ich ihr nach, doch vergebens. Auch in unsrer Wohnung fand ich sie nicht; sie war zu ihrer Mutter geflüchtet. Erst als ihr drei Autoritäten, mit denen ich vorher Rücksprache genommen hatte, bestätigten, daß ich nicht an Größenwahn litte, daß man aber aus Rücksicht auf meine Gesundheit am besten niemals mehr die Rede auf den Automobilsport bringen möchte, kehrte sie zurück.

Von ihrem Autofieber ist sie durch meine packend gespielte Komödie geheilt worden; sie begnügt sich jetzt damit, ab und zu im Autoomnibus zu fahren, wünscht sich jede Weihnachten ein neues Portemonnaie von Automobilleder und läßt zweimal wöchentlich ihre Handschuhe mit Benzin reinigen.





Momentaufnahmen von einer englischen Pferdeausstellung: Der Widerspenstigen Zähmung. Phot. Illustr. Bureau.

Jahrorn.

Novelle von **Ernst Zahn.**

(Fortsetzung.)

Die Arbeit hatte sich gesteigert. Das laubere Gewand von allen schreienden Farben einen schlanken, trafficformenan Reiz. Das Gefühl hatte den Liebreiz bereichert. Augen und die Hände verarbeitet und stiefen die Füße in großkarierten Schuhwerk, die Arme blieb ein appetitliches Kind, und es

Tuche ein schlecht unterdrückter Schrei laut. Der verletzte Fuß war ausgeglitscht. Da packten sie drei Arme und hoben sie. Das gelbhaft so plötzlich und mit so fürchterer Kraft, daß sie das Bewußtsein vor Luster überraschung verlor. Und als sie zum Bewußtsein kam, daß der Arzt sie nach dem Hause trug, da wurde ihr so eigen zumut, daß sie sich nicht klar war, ob sie ihm in die Hoffnungen Haare fahren oder ihn sie stumm um den Hals legen sollte, damit ihm ihre Last leichter sei. Im nächsten Augenblick hatte sie der Fortschritt an den Boden

Set klok und fret im Fühlen und im Denken!
Gott hat dir Erkenntnisdrang gegeben,
Um alles Dinge mit Fülle zu bedenken,
Um Kraft genug, dein Erdenlos zu lenken.

Hausfrauenblätter.

Töpfe mit einer Glasglocke. Sie kommen hierzu — in Erinnerung befindlicher Klingen — auf Ofen, Kochmaschinen, vielleicht auch auf ein Plätteisen, das aber unbedingt die nötige Wärme haben muß. Letzteres soll nicht unter 25 und nicht über 30 Grad Reaumur betragen und muß — was beim Ersten die Hauptsache ist — möglichst gleichmäßig sein. Ein Thermometer wird uns zur Erhaltung einer gleichmäßigen Temperatur hierbei gute Dienste leisten.

nächsten Tag nach. „Du," sagte er nach einiger Zeit ungeduldig, „du kannst flanken die Sterne wie zitternde Funken, die hinaus-

Jähzorn.

Novelle von Ernst Zahn.

(Fortsetzung.)

Die Mine hatte sich gestreckt. Das saubere Gewand von allzu schreiendem Blau umschloß einen schlanken, straffformigen Leib. Das Gesicht hatte den Liebreiz bewahrt. Waren auch die Hände zerarbeitet und steckten die Füße in gröbstem Schuhwerk, die Mine blieb ein appetitliches Ding, und es mochte alleweil gut sein, daß sie den Buben von Meyen nicht zu nahe war. Just jetzt, da der Morgenglanz auf des Maitlis Scheitel spielte und eine Art Heiligenschein um ihr helles Haar wob, schien es, als hätte die Siebzehnjährige eben das Kind abgestreift und die Jungfrauentaufe empfangen.

Der Kasi riß Maul und Augen auf, wie wenn er Tag seines Lebens geschlafen hätte und plötzlich zu einem Wunder erwacht wäre. „Das Donner, 's Maitli!" machte er seiner Bewunderung Luft.

Dann zog es ihn mit närrischer Gewalt vom Fenster hinweg, aus der Stube und dem Haus. Als er aus der Hüttentür treten wollte, vergaß er sich zu bücken und stieß den harten Schädel an den härteren Pfosten, daß es wie ein Hammerschlag klang. Dann stand er im Freien, hemdärmelig, barfuß — der Schuhe hatte er für sein Herumfaulen am Kammerfenster nicht bedurft —, aber in sonntäglicher Hose und Weste, aus der das Hemd in festsauberem Weiß schimmerte. Er stand und rieb sich gedankenlos die schmerzende Stirn und steckte sich darauf ebenso gedankenlos seine braune Pfeife an. Er tat ein paar mächtige Züge und schielte nach der Mine am Waldrand. Und weil ihm kein anderer Weg einfiel, mit dem Maitli anzubändeln, nahm er die alte Feindschaft zu Hilfe und schrie grimmig hinauf: „Was gaffst da auf unser Hüttli? Hast es noch nie gsehen?"

Der Ruf verhallte. Der Kasi vergrub die Hände in die Taschen, biß auf das Pfeifenmundstück und wartete der Antwort.

Die Mine hatte in heller Überraschung auf den Rufer gestarrt: der und die Loretz-Hütte hatten sie kein Jota gekümmert. Dann wandte sie den Kopf mit großer Gleichgültigkeit zur Seite und ließ sich droben neben einer Jungtanne nieder, so daß ihre Gestalt dem Gesellen nicht mehr im Weg sein konnte. Den stach der Ärger. In ein paar Sprüngen klomm er über die Matte hinauf.

Die Mine saß, die Arme um die Knie gelegt, und staunte in den leuchtenden Morgen. Ein helles Rot auf Wangen und Nacken kündete den leisen Schreck, der sie durchfuhr, als der Kasi an sie herankeuchte. Sie griff nach dem neben ihr liegenden Stock und richtete sich etwas mühsam daran auf. Der Bauer bemerkte, daß sie den linken Fuß nicht zu Boden setzte.

„Was suchst du dahie, während alls in der Kirche ist?"

Sein Ton war weder sicher noch grob mehr.

Aber die Mine schaute ihn hochmütig an. „Ist das hier dein, das Land, auf dem ich steh'?" fragte sie herrisch.

Er wurde verlegen wie ein Schulbub, wenn ihn der Pfarrer examiniert. Dann gab er sich einen Ruck und sagte: „Nun, fragen wird man wohl —"

„Nein!" fuhr sie ihm in die Rede. „Wir zwei haben nichts z' reden z'sammen! Wenn der Vater daheim wär', möcht' ich dir's nicht raten, da z' stehen!"

„Hm — ja — grad furchtsam bin ich sonst nicht," machte der Kasi gedehnt und strich den weißen Linnenärmel an dem muskelstarken Arm wie spielend über den Ellbogen zurück.

Das Maitli tat ein paar Schritte und machte Miene, über den Hang nach der eigenen Hütte zu klettern. Das Gehen machte ihm Mühe; ungeschickt bewegte es sich am Stocke vorwärts.

Auf einmal vertrat ihm der Kasi den Weg. „Was hast du am Fuß?" fragte er mitleidig.

„Verstaucht hab' ich ihn! Sonst wär' ich schon nicht allein daheimblieben an einem Sonntagmorgen und wär' auch nicht da heraufklettert, wo ich dir so in den Füßen gwesen bin, du —"

Der Kasi wußte, daß das letzte, unausgesprochene Wort keine Schmeichelei zu bedeuten gehabt hätte, aber er kümmerte sich blutwenig um ihre scharfe Rede.

„Warum kletterst mit dem Fuß und was hast denn wollen da oben?"

„D' Kirche sehen und mein Vaterunser sagen. Aber was geht das dich an? Lauf doch und laß mich in Ruh!"

Aus den Augen schaute ihr der Zorn darüber, daß sie ihm nur Auskunft gegeben. Sie setzte ihren mühseligen Weg fort. Doch bei jedem Schritt zuckte sie zusammen; und auf einmal wurde ein schlecht unterdrückter Schrei laut. Der verletzte Fuß war ausgeglitscht. Da packten sie zwei Arme und hoben sie. Das geschah so plötzlich und mit so sicherer Kraft, daß sie das Widerstreben vor lauter Überraschung vergaß. Und als sie zum Bewußtsein kam, daß der Kasi sie nach dem Hause trug, da wurde ihr so eigen zumut, daß sie sich nicht klar war, ob sie ihm in die borstigen Haare fahren oder ihm die Arme um den Hals legen solle, damit ihm ihre Last leichter sei. Im nächsten Augenblick hatte sie der Loretzbub an den Holzstufen der Haustreppe niedergelassen und sah sie mit einem Blick an, in dem nicht viel Feindschaft mehr war.

„Dumms Maitli," sagte er, „dich so z' plagen!"

Die Mine konnte nicht undankbar sein. Sie streckte ihm die Hand hin.

„Jetzt hast mich schon 's zweit Mal tragen! Weißt noch? — Dank' dir denn!"

Er hielt ihre Hand in seiner breitgeschafften Faust und ließ sie nicht los; und das Maitli zog sie nicht zurück. Erst sagten sie eine Weile kein Wort. Endlich, wie doch das stumme Nebeneinanderstehen gar zu dumm wurde, guckte der Kasi in den tiefblauen Himmel und meinte: „Heut' ist es aber einmal schön worden!"

Die Mine nickte.

Aber ihre Hände lagen noch lange ineinander, obgleich jenes das Einzige war, was sie zu sagen gewußt hatten.

Erst viele Minuten später fuhr das Göhrig-Maitli plötzlich bleich bis an die Lippen und unacht ihres bösen Fußes auf. „Wenn der Vater käm'!" stammelte es und zitterte am Leibe wie ein erschrecktes Schmalwild.

„D' Kirche ist noch lang' nicht aus!" versuchte der Kasi zu beruhigen.

Doch sie humpelte ohne Abschied die Treppe hinan. Erst unter der Tür wandte sie sich.

„Lauf' weg, du!" raunte sie atemlos. „Da ist kein Platz für dich!" Da verzog sich der Kasi, langsam zuerst, dann in ein paar Sprüngen die eigene Hütte gewinnend. Eine närrisch frohe Unruhe hatte ihn plötzlich gejagt.

•

Der Heuet war vorbei. Die Fluhmatten lagen geschoren, und an dem kahlen Gehäng pfiff eine herbstlich rauhe Luft. Aber dann brachte der September noch einmal die ganze Sommerpracht zurück. Die Meyener Landstraße überzog sich mit mehligem Staub, und in Wolken wirbelte er gegen die untern Teile der Fluh. Die beiden Hütten standen tagsüber in eitel Glanz. In lauen Nächten löste das Mondlicht die Sonne ab und überhauchte das verwitterte Gebälk der Behausungen mit silbernen Gluten, daß es auf dem First und in den Fenstern wie strahlende Flämmlein aufzuckte. Einzig die Tannen starrten schwarzdunkel in das Licht, und wie dräuendes Unheil lastete die Finsternis in den Waldräumen.

Daß der Wald dem Lichte sich nicht auftat, zürnte der Loretz-Kasi nicht, noch das Maitli, mit dem er, mehr denn gut war, da oben sich zusammenfand.

Durch den Wald herunter, nahe an der Loretz-Hütte vorbei, stürzte ein toller Wildbach. Dem glich das unbändige Gefühl, das den Kasi und seinen Schatz zusammentrieb. Den Burschen hatte es gleich übermannt; in dem war es aufgeflammt wie ein heißes Feuer, das alles Dämpfen nur auflohen macht. Und der Mine waren Sorge und Vorsicht und Angst zuletzt auch still geworden vor der schlimmen, seligen Gewalt, die sie gepackt hatte.

So war in den Tannen viel heimliches Getue und Geflüster. Eines Abends aber wartete der Kasi umsonst, das Maitli blieb aus. Da faßte den Gesellen ein Wunsch, das Geheimnis ans Licht zu zerren und die Mine vor allen Leuten und unbekümmert um alle Fährnis als sein Weib heimzuheischen. Wenig fehlte, daß er desselben Abends noch an des Göhrig-Maitlis Fenster geklopft hätte. Anderen Morgen tat er seine Arbeit mit Unsiebe und Unrast und nahm zweimal einen Anlauf gegen des Göhrigs Hütte und wäre wohl sicher noch zu Besuch zum Rost, wenn ihm nicht, da er um die Mittagsstunde an der hängenden Matte düngte, ein Stein mit einem Papierfetzen daran gebunden vor die Füße geflogen wäre. Auf dem war in hakiger Bleistiftschrift zu lesen gewesen: „Heut z' abend."

Die Verheißung hatte dem Kasi den Kopf gekühlt. Aber die Unruhe blieb ihm.

Die Nacht war den zweien zuwillen. Den Himmel verhingen Nebel, und hinter den grauen Schleiern schläfernd, hellte der Mond nur spärlich das Tal. Unter den Stämmen des Fluhwaldes war gut Versteck spielen.

(Fortsetzung folgt.)

— Hausfrauenblätter. —

Sei stolz und frei im Fühlen und im Denken!
Gott hat dir Herzensfreudigkeit gegeben,
Um alles rings mit Fülle zu beleben,
Und Kraft genug, dein Erdenschiff zu lenken.

Gesundheitspflege.

Beobachtung der Ursache einer Krankheit. Der alte griechische und berühmte Arzt Hippokrates hat schon den Satz aufgestellt: „Jede Krankheit hat ihre natürliche Ursache". Würden die Menschen die leisen Mahnungen und Signale der Natur im Beginn ihrer Leiden beachten, der natürlichen Ursache nachspüren und die bisher gemachten Fehler vermeiden, so würde es weniger Kranke und chronische (langwierige) Krankheiten geben. Die meisten Menschen entschließen sich erst spät, ihre liebgewonnenen Fehler und Gewohnheiten aufzugeben, welche den Keim zu oft unheilbaren Krankheiten bilden. Sie wollen gesund sein und bleiben, wollen aber keine Opfer bringen.

Fürs Haus.

Regenflecke aus Kleidern zu entfernen. Man schüttet in ein Glas mit weichem Wasser für 10 Pf. Weinsteinöl, rührt es gut um, läßt die Flüssigkeit eine halbe Stunde stehen, taucht hierauf ein Läppchen in das Wasser, betupft die Flecke, bestreicht die Stellen mit einem leinenen Tuche und plättet mit einem mäßig warmen Plätteisen.

Für die Küche.

Gebeizter Kalbsbraten. 1½ kg Kalbskeule werden gut geklopft und 3 bis 4 Tage in milden Essig und Weißwein gelegt, jeden Tag einmal umgewendet, dann abgetrocknet, mit Speckfäden gespickt, gesalzen und in eine Pfanne mit siedender Butter gelegt. Dazu fügt man vier zerquetschte Wacholderbeeren. Nachdem der Braten auf allen Seiten unter fleißigem Begießen sich gebräunt hat, bestreicht man ihn mit etwas fetter saurer Sahne und gibt auch hin und wieder einen Löffel saure Sahne an die Bratbutter, die gut abgeschmeckt wird. Sollte die Sauce zu dick sein, wird sie mit etwas siedendem Wasser vom Bodensatz losgekocht; ist sie aber zu dünnflüssig, so muß sie mit einem Teelöffel in saurer Sahne verquirltem Kraftmehl gebunden werden.

Zum Treiben der Maiblume.

Die Maiblume, auch Maiglöckchen genannt, gehört zu den bekanntesten Liliengewächsen. Blumenfreunden ist besonders das Treiben dieses Zwiebelgewächses zu empfehlen, das bei einiger sachgemäßer Pflege ganz gut gelingt. Man verschaffe sich aus einem besseren Blumengeschäft sog. Maiblumeneiskeime, das sind Blütenkeime; in letzter Zeit sind namentlich die Keime der Riesenmaiblumen beliebt, die ein Drittel größere Blüten als die gewöhnlichen Maiglöckchen haben. Man setze die Keime zu je 5—6 in einen Topf, der mit gewöhnlicher Gartenerde oder mit reinem



Treibmaiblumen in verschiedenen Entwicklungsstadien.

Sand gefüllt ist; dies kann vom November an geschehen. Nur ist beim Einpflanzen darauf zu achten, daß die Köpfe gleichhoch aus der Erde bzw. dem Sande hervorragen. Im allgemeinen sollen die Keimspitzen 1 Zentimeter aus dem Pflanzmaterial herausſehen. Nun bedeckt man die Töpfe etwa 5 Zentimeter hoch mit frisch gesammeltem, sauber gewaschenem Moos, so daß letzteres keinerlei erdige Bestandteile mehr enthält, und bedeckt die Töpfe mit einer Glasglocke. Sie kommen hierauf — in Ermanglung besonderer Anlagen — auf Öfen, Kochmaschinen, vielleicht auch auf ein Mistbeet, das aber unbedingt die nötige Wärme haben muß. Letztere soll nicht unter 25 und nicht über 30 Grad Celsius betragen und muß — was beim Treiben die Hauptsache ist — möglichst gleichmäßig sein. Ein Thermometer wird uns zur Erhaltung einer gleichmäßigen Temperatur hierbei gute Dienste leisten. Gegossen wird täglich ein- bis zweimal, und zwar mit Wasser, das ebenfalls eine ungefähre Temperatur von 25 Grad



Töpfchen mit blühenden Maiblumen.

Celsius hat; man gieße gleichmäßig. Sobald sich an den Spitzen zeigt, daß die Keime treiben, entfernt man nach und nach das Moos; beim Hervorbrechen der Knospen ist die Glocke etwas zu heben; auch kann man dann einzelne Blumen mit ihren Wurzeln herausnehmen und zusammen mit andern getriebenen Zwiebelgewächsen, z. B. Hyazinthen, Tulpen, Narzissen 2c., eintopfen. Haben die Keime eine Länge von ca. 10 Zentimeter erreicht, so wird mit der Wärme etwas nachgelassen; das Moos ist ganz zu entfernen; man gewöhnt die Pflanzen während der Blüte allmählich an eine kältere Temperatur. — Will man zu Weihnachten blühende Maiblumen haben, so muß man Mitte November oder besser noch einige Tage früher mit dem Treiben beginnen; später getriebene brauchen 3—5 Wochen bis zur Blüte. **Serpers.**

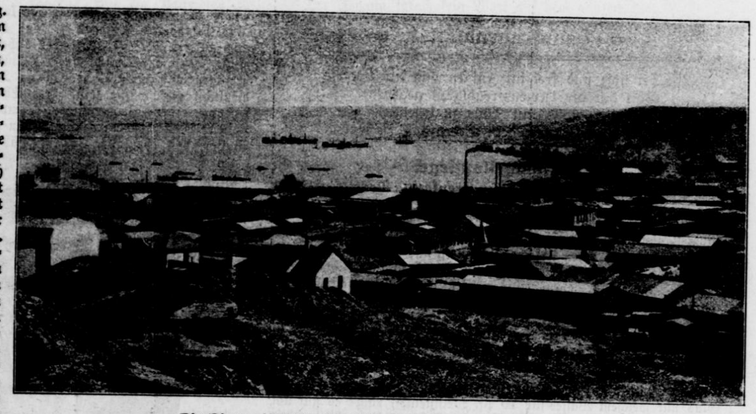
Auf den Diamantenfeldern von Lüderitzbucht.

Lüderitzbucht, die Hafenstadt Deutsch-Südwestafrikas, bestand noch vor wenigen Jahren nur aus einigen Häusern und hatte ungefähr 600 weiße Einwohner. Die meisten davon fanden nicht das nötige Einkommen und waren im Begriff, Lüderitzbucht zu verlassen. Die Bahn nach Keetmanshoop war fertiggestellt; der Bau der Nordsüdbahn stand in weiter Ferne; eine Besiedelung des Südens durch Einzelfarmer war nicht zu erwarten. Lüderitzbucht bot also dem Spediteur und Importeur nur geringe Aussichten auf Erfolge. Da, als die Not am größten war, kam der Diamantensegen. Ein Eingeborener fand einige kleine Steine, die wegen ihres Glanzes seine Aufmerksamkeit erregten. Er zeigte sie seinem Vorgesetzten, einem Bahnangestellten. Dieser vermutete sofort, es seien Diamanten. Die Kostbarkeit des Fundes wurde von dem Vorsteher des chemischen Laboratoriums in Swakopmund bestätigt. Der Bahnangestellte errichtete nun in aller Ruhe um die Fundstelle herum so viele Schürfpfähle, wie er Schürfgebühren bezahlen konnte. Allmählich sickerte die Kunde von seinem Glücke durch, und die anderen Lüderitzbuchter zogen mit Schürfpfählen beladen hinaus und belegten die benachbarten Felder.

Der Betrieb der Diamantengewinnung war anfangs höchst einfach. Bekanntlich werden die Diamanten aus dem Sande aufgelesen, d. h. wenigstens bei der ersten Feststellung der Abbauwürdigkeit. Befriedigt diese, so wird schon etwas rationeller vorgegangen. Mit Schüttelsieben, wie wir sie auf unseren Bildern sehen, werden Sand und Steinchen, der sog. „Gravel", voneinander getrennt. Auf einzelnen Feldern sind Maschinen zum Auswaschen des diamanthaltigen Grawels in Tätigkeit. Diese Maschinen liefern ein sog. Konzentrat, das dann mit Handsieben ein letztes Mal durchgewaschen wird. Maschinelle Anlagen sind in neuerer Zeit von der Deutschen Diamantengesellschaft und von der Kolonialen Bergbaugesellschaft aufgestellt worden.

Wenn das letzte Durchwaschen im Handsieb beendigt ist, so stülpt der Arbeiter das Sieb auf den einfachen Arbeitstisch des Sortierers um, so daß der ganze Inhalt in der Form einer Torte vor diesem liegt. Auf dem Boden des Siebes, jetzt also oben im Zentrum des

Siebinhalts, liegt das sog. „Herz", das die schwersten Teile des Grawels darstellt, darunter auch die Diamanten, die hier durch das Schütteln zusammengetrieben worden sind. Mit der Pinzette werden nun die Diamanten mühsam herausgelesen und in eine verschlossene Messingbüchse getan. Natürlich finden sich nicht in jedem Siebinhalt Diamanten; oft ist die Arbeit vergeblich, manchmal sind aber auch mehrere Steinchen darin. Bei der gegenwärtigen Methode des Waschens bleiben übrigens noch viele Diamanten unentdeckt. Deshalb werden die bereits durchgesuchten Sand- und Kiesmengen nochmals bearbeitet, wobei namentlich die von der Kolmanskop-Gesellschaft eingeführten, durch schwarze Arbeiter bewegten Waschmaschinen gute Dienste leisten. Der Einführung von Maschinen mit Motorbetrieb stehen mancherlei Hindernisse entgegen. Der feine Quarzstaub dringt in die kleinsten Fugen und verursacht naturgemäß häufig Betriebsstörungen. Außerdem kostet der Transport von Feuerungsmaterial unverhältnismäßig viel. — Bei der heutigen Diamantengewinnung ist das Waschen immer noch die teuerste Manipulation, weil die Diamantenfelder in einer völlig wasserlosen Sandwüste liegen und das Wasser auf stundenweite Entfernung herangeschafft werden muß. — Die Verwertung der Diamanten ist in die Hand der amtlichen Diamantenregie für das südwestafrikanische Schutzgebiet gelegt. Die Regie ist seinerzeit zu dem Zweck ins Leben gerufen worden, die Verschleuderung der deutschen Diamanten durch die einzelnen Produzenten zu verhindern und den Diamantenhandel in einer Hand zu vereinigen. Damit sollte zugleich den deutschen Diamanten die gebührende Position am Markt geschaffen werden. Alle Diamanten, die in Südwest gewonnen werden, müssen der Vertretung der Regie, der Afrikabank in Lüderitzbucht, eingeliefert werden. Dem Einlieferer wird dort sofort ein Fünftel des ungefähren Wertes ausbezahlt, ein weiteres Fünftel nach Eintreffen der Steine in Berlin, der Restbetrag nach erfolgtem Verkauf.



Die Diamantenstadt Lüderitzbucht in Deutsch-Südwestafrika.



Diamantenarbeiter am Schüttesieb.



Auswaschen der Diamanten.

Von Lüderitzbucht gehen die Diamanten in versiegelten Wertkisten unter Zollverschluß nach Berlin, wo sie sortiert werden, um dann erst an die Schleifereien nach Hanau, Amsterdam, Antwerpen 2c. zu gelangen. Die jährliche Produktion auf den Feldern bei Lüderitzbucht beträgt über 800000 Karat. 5 Karat geben so ziemlich genau 1 Gramm, 5000 Karat also 1 Kilo. Die in Südwest am häufigsten vorkommenden Steine wiegen ¼ und ½ Karat. — In dem Geschäftsjahr 1911/12 sind aus Lüderitzbucht und Swakopmund 19 Diamantensendungen von insgesamt 816296 Karat in Berlin eingetroffen und verkauft worden. Der erzielte Erlös stellte sich auf 20898600 Mk. und ergab mithin einen Durchschnittspreis von 25602 Mk. pro Karat gegen 26,775 Mk. pro Karat im Vorjahre. Der Erlös steigerte sich während des Geschäftsjahrs von 23,41 Mk. pro Karat auf 27,32 Mk. pro Karat. Von den verwerteten 816296 Karat gingen nach Antwerpen 94,55 Proz., nach London 0,66 Proz., während in Deutschland 4,79 Proz. blieben. Durch den Diamantensegen ist Lüderitzbucht nun in kurzer Zeit zu einem blühenden deutschen Gemeinwesen geworden, das den Einwohnern jetzt schon ein angenehmes, behagliches Dasein gewährt.



Kirchweih.

Von A. Hengeler.

Zur Kirchweih gibt's im Dorfe Tanz;
Der Geigerhans, der spielt mit Glanz
Die große Vigeline;
Und fängt er an zu streichen: Brum,
So schwenken lustig sich herum
Der Jörg und seine Trine.

Und fällt dann auch noch ein das Wald-Horn, daß es weithin schmetternd schallt,
Fährt's allen in die Beine.
Sie stampfen, daß der Boden kracht;
Der Bursche jauchzt, die Dirne lacht,
Die Musik ist zu feine.

Wer Arm und Beine noch kann rühr'n,
Der muß bei solchem Musizier'n
Nach einer Tänz'rin schielen.
Drum bringt ein Hoch dem wackern Paar,
Und möge es noch manches Jahr
Zum Kirchweihtanze spielen!

-z.